

Die Neue Welt

Nr. 7

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Wit einem Schlage riß mich dieser Unglücksfall aus meinem früheren Leben heraus. Ich ging nicht mehr in den Thiergarten und auf den Hof, und wenn ich wirklich einmal dorthin kam, so waren es andere Dinge als Zedspieren, Prügeln und Stockwerfen, die mich in Anspruch nahmen. Ich begann mich für Naturwissenschaften zu interessieren, Schmetterlinge, Käfer- und Pflanzen zu sammeln, aber auch der Literatur blieb ich nicht fremd. Ich verschlang ohne Wahl, wenn auch nicht ohne Urtheil, Gutes und Schlechtes, erzog mich am Börne und Heine, las auch Lessing, ein wenig Schiller und Goethe.

Mit Innigkeit nahm ich freiheitliche Ideen auf und theilte meinen Freunden das Gelesene mit. Man bemächtigte sich längst abgethaner Fragen mit einem wahren Feuereifer. Stundenlang diskutirte man und überbot einander in menschenfreundlichen Bestrebungen. Man wollte Alle beglücken, alles Böse und Schlechte aus der Welt schaffen. Jeder fühlte soviel Liebe in sich, daß er mit Leichtigkeit einen Ring hiervon um den ganzen Erdball hätte schmieden können.

Eugen Saller, der zukünftige Börstianer, machte sofort die Angelegenheit zu einer Privatsache, ging in Allem bis zum Aeußersten, nicht aus Ueberzeugung, sondern nur, um uns zu überbieten.

Walter Schneider jedoch faßte Alles vom kritischen Standpunkte auf. Er wiederholte jeden Satz zweimal, hachte die Worte ab, sprach jede Silbe so scharf und deutlich, als ob sie von Gold wäre und nicht verloren gehen dürfe, machte Auszüge über das Besprochene und griff stets das auf das Festigste an, was er den Tag vorher vertheidigt hatte.

Nur Albert Nickel, der hübsche, dumme Junge, zeigte wenig Verstand, aber desto mehr Aufmerksamkeit. Mit gespitzten Ohren lauschte er unseren Worten, ohne auch nur einen Schatten des Sinnes zu erfassen, und sagte dann blindlings zu Allem „Ja“.

Wir vier fünfzehnjährige Bengel, wir waren die Großen, die Edlen, die Freien!

Mit einer Stoikerruhe sahen wir Allem entgegen, was uns zustößen könnte. Wir hoben stolz unser Haupt und blickten Jeden über die Schulter an. Wir fühlten uns so unendlich erhaben über alle kleinlichen Wünsche der Menge; selbst die Angehörigen wurden uns fremd, und wir sahen in ihnen nur armselige Menschenkinder, die „im Damm erbter Vorurtheile“ seufzten.

Wohl acht Wochen waren so hingegangen, da fand ich, als ich von der Schule nach Haus kam, einen Brief vor:

„Lieber Georg! Sei heute um vier Uhr bei mir, ich hätte Dir etwas sehr Wichtiges mitzutheilen.“

Eugen.“

Sehr und wichtig waren je sechsmal unterstrichen. Wozu der Brief? Warum konnte er mir das nicht so sagen, daß ich zu ihm kommen sollte, da wir doch in demselben Hause wohnten? Was konnte er nur wollen?

Wirklich, ich war neugierig! Es mußte etwas sehr Ernstes sein! Ich machte mich auf Alles gefaßt! Jedoch wollte ich jeglichen Gewaltmaßregeln widersprechen, da wir doch noch nicht in dem Alter wären, um die Welt aus ihren Angeln zu heben.

Nach dem Mittagbrote mußte ich Vater stets aus der Zeitung vorlesen, da er seine Augen nicht anstrengen sollte. Ich las heute unaufmerksam und zog mir des Besseren Verweise zu.

Aber ich war so aufgeregt, so voller Erwartung, daß es mir vor den Augen flirrte. Es mußte etwas ganz Großartiges sein, denn sonst hätte er nicht geschrieen.

Schlag vier Uhr stand ich vor seiner Thür und schon kamen Walter und Albert die Treppe herauf. Walter trug einige Bücher unter dem Arm und hatte seine Stirn in ernste Falten gelegt. Albert hatte einen schwarzen Anzug angezogen, sich mit weißen Handschuhen geschmückt und gab sich ein sehr feierliches Aussehen. Als ich ihn fragte, was dieser Unsinn zu bedeuten habe, lächelte er nur und sah mich mitleidig an, weil ich nicht einmal die Größe und Erhabenheit dieses Augenblickes begriffe.

Endlich öffnete uns Eugen. Er hatte sich möglichst fein gemacht, sogar eine helle Kravatte vorgebunden. Er lud uns mit einer zuvorkommenden Handbewegung ein, näher zu treten, und bat uns, leise zu gehen, da seine Mutter Kopfschmerzen hätte.

Er führte uns einen Gang hinunter und öffnete die Spindienstube: so ein kahler, unwirthlicher Raum, darin uraltes Gerümpel, ein paar Kisten und Kisten, ein paar Holzstühle, und in einer Ecke eine Unmenge leerer Flaschen. Was sollten wir hier?

Schweigend trat er an das Fenster und wandte sich dann mit unendlicher Feierlichkeit zu uns um.

„Liebe Freunde, ich habe Euch hierhergerufen, um —“ er suchte in allen Taschen, ramte aus dem Zimmer und kam nach einer Weile mit einem Stück Papier wieder herein, dann riegelte er die Thür ab und nahm wieder am Fenster seinen Platz. Wir waren so erwartungsvoll, daß wir kaum zu athmen wagten. Er räusperte sich und las:

„Ich will einen Verein gründen! Hört! Hört!! Ach was! denkt Mancher, es giebt soviel Hunderte von Vereinen, immer die dummen Konventionalstrafen, Eintrittsgelder, Beiträge, langweilige Landpartien — mir kann das ganze Vereinswesen gestohlen bleiben! Man hat nur immer Pladereien!

Ja! Pladereien hat man auch bei mir! Mehr, viel mehr als bei jeder anderen Verbindung! Ich gründe, oder will vielmehr gründen den Verein der Geistesbrüder!

Was ich will, was ich beabsichtige! Ihr sollt es hören!

Ich will Freiheit im Denken; Freiheit in den Anschauungen; Freiheit, Freiheit, selbstlose Freiheit in unseren Handlungen! Ich will den Menschen zum Menschen machen und den Kampf aufnehmen gegen eingefleischte Unrechte, gegen Geld- und Geburtsaristokratie und hauptsächlich gegen alles konventionelle Lügenhafte!

Der Verein soll sich für's Erste jeder politischen Färbung enthalten; wir wollen nicht Kleinstädter, nein! wir wollen Weltbürger sein! Und unseren größten Stolz wollen wir darein setzen, Menschen zu sein, die sich soviel als irgend möglich von jeglichem Vorurtheil befreit haben! Unsere Religion soll und muß ein einfacher Theismus und sonst nichts Anderes sein. Unsere Aufgabe soll sein, mit Gut und Blut für unsere Anschauungen einzustehen und nie feige kleinlicher Ursachen wegen sie zu verleugnen! Wir wollen soviel wie möglich armen, verblendeten Menschenkindern, die, von Vorurtheilen befangen, sich nicht über ihre kleinlichen, spießbürgerlichen Ansichten hinwegheben können, die Augen öffnen und sie befehren zu dem neuen Evangelium der Freiheit!!!

Möge der Verein lange Jahrhunderte hindurch gedeihen, wachsen und blühen, und mögen glücklichere Enkel den Nutzen unserer selbstlosen Bemühungen ernten!! —

Oft werden wir zwar verkannt werden. Viel werden wir zu kämpfen und zu dulden haben, aber endlich werden wir doch siegen!

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit grimmigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden!!!! —“

Nachdem Eugen geendet hatte, stellte er sich in Pose und machte eine kühne Handbewegung, als ob er sagen wollte: So, nun komm heran, Jahrhundert!

Walter ergriff eines seiner Bücher und blätterte hastig darin. Albert wiederholte dreimal die an sich sinnlose Phrase: „... und nicht feige kleinlicher Ursachen wegen sie zu verleugnen.“ Dann ging er auf Eugen zu und fireckte ihm seine weißbehaudschuhete Rechte entgegen:

„Jawoll! und nicht feige kleinlicher Ursachen wegen sie zu verleugnen!“ sagte er gerührt.

Nur ich war damit wenig einverstanden. Ich liebte kein Vereinswesen und fühlte heraus, daß Eugen aus der guten Sache Geschäft machen und alle Aemter an sich reißen würde. Er, als der Gründer des Vereins, wollte natürlich das große Wort führen. Und richtig! Schon zog er ein zweites Zettelchen aus der Tasche.

„Ich selbst bin gern bereit, die Stelle eines ersten Schriftführers zu übernehmen. Für's Erste beantrage ich, daß eine Vereinsbibliothek gegründet wird, da der Verein auch einer literarischen Richtung huldigen soll. In diese Bibliothek dürfen nur Bücher aufgenommen werden, die unserer freiheitlichen Tendenz beistimmen; „Merik“ ist ausgeschlossen. Beiträge müssen vorher einer Prüfungsges-

Kommission überwiesen werden; auch sollen Vorträge gehalten werden, und die Tendenzen des Vereins sollen in Aufsätzen niedergelegt werden. Es sollen Gespräche und Disputationen über Tagesereignisse geführt werden.

Jeder literarische Beitrag eines Mitglieds soll willkommen sein und im Verein verlesen werden, das Für und Wider erwogen werden. Der Verein soll zur allgemeinen gegenseitigen Bildung und Aufklärung beitragen. Wir wollen aktive und inaktive Mitglieder unterscheiden. Jeder soll soviel wie möglich Anhänger für seine Ansichten werben, ohne ihnen vorher seinen Zweck zu sagen. Erst wenn er ihrer ganz sicher, soll er sie in den „Bund der Geistesbrüder“ einführen, welcher darüber zu entscheiden hat, ob der Neuling aktives oder inaktives Mitglied wird. Ueber das Treiben des Vereins darf der Außenwelt gegenüber natürlich kein Ton geäußert werden.

Und nun begann das Hin- und Wiederreden. Selbst Albert hielt eine denkwürdige Rede:

„Jawoll! In solch ein Verein muß unbedingt gegründet wer'n. Und des sage ich nur, es ist höchste Zeit, daß er gegründet wird!“

Walter las uns ein Kapitel aus dem „Norden“ über die Grachen vor und stellte sich selbst Thesen und Antithesen.

Ich sah ein, daß es eine zwecklose Spielerei werden würde, wollte aber die Anderen nicht beleidigen und schwieg.

Eugen war Feuer und Flamme. Er hatte eine ganz angenehme Redegewandtheit, und besonders legte er uns an das Herz, daß wir niemals, ganz gleich, welcher Gründe wegen, unsere freien Anschauungen verleugnen sollten. — Da klopfte es.

Er möchte sofort fliehen, rief seine Mutter, und was wir überhaupt hier zu suchen hätten, und er solle lieber seine Schularbeiten machen, er würde wohl wieder nicht verfeßt werden, hätte der Lehrer gesagt.

„Ja, ja, gleich,“ sagte der Held kleinlaut und öffnete.

Ja, wir möchten es uns nur hier bequem und gemüthlich machen — in der Spindenkammer! — aber wir sollten wirklich entschuldigen, Eugen müsse arbeiten, er müsse doch endlich einmal richtig vorwärts kommen.

„Deine Freunde nehmen es Dir nicht übel, geh nur vor, Eugen.“

Und der Held drückte sich schweigend, mit eingezogenem Kopf zur Thür hinaus, als ob er eine Ohrfeige befürchte.

Fran Salle ging.

Walter und ich sahen uns verständnißvoll an. Was wollten wir denn noch hier?

„Meinst Du nicht, Georje, daß Eugen bald wiederkommt?“ fragte Albert.

„Nein!“

„Na, denn wollt wir man jehn, aber so ein Verein muß ganz unbedingt gegründet wern!“

Walter schien nicht übel Lust zu haben, die Disputation fortzusetzen, aber da es nicht versing, brach er schnell wieder ab.

Albert hatte Wichtiges vor. Er mußte im Osten der Stadt eine große Brandstätte besichtigen und eilte, um die Feuerwehr noch in voller Thätigkeit zu sehen. —

Es ist eigenthümlich, wie oft plötzlich durch einen ganz unwesentlichen Anlaß, durch eine leicht zu verschmerzende Unbill Stimmungsgruppen in uns aufgelöst werden, die sich mehr und mehr ausbreiten und uns schnell ganz und dicht umhüllen.

Ich fühlte mich so entsetzlich mißmüthig, so niedergeschlagen, ich war unendlich unzufrieden mit mir selbst, mit all meinem Können und Streben. Ich verglich mich mit den Anderen, sah ihre glühende Jugendbegeisterung, ihren kindlichen Glauben an alles Edle und Erhabene und fühlte mich dagegen so kalt und hohl. Es gab kaum etwas, was mich anregte, nichts, was mich befriedigte. Ich kannte kein ernstes Streben. Alles wurde mir zur müßigen Spielerei. Ich griff es mit Eifer an und warf es gleich wieder von mir. In nichts drang ich tiefer ein, aus geistiger Faulheit.

Auch Walter schien jetzt übel gelaunt. Das Vorhergegangene hatte sein feines Schicksalitätsgefühl tief beleidigt.

Ich brachte ihn bis vor die Hausthür. Er bat mich, ihn nach oben zu begleiten, wir könnten dann ja Beide einmal ruhig miteinander sprechen. Ich schlug es aus. Ich hatte keine Lust, meinen Kopf anzustrengen.

Ich ging lieber ein wenig spazieren, nach dem Thiergarten. Ich begann mir ernste Gedanken zu machen — über meine Zukunft — über unsere Zukunft. —

Ich dachte an Vater — der hatte es vielleicht auch anders verdient. Ich sah ihn vor mir, wie er sich schleppte, wie er kroch, — wie eine Herbstfliege. Mir traten dicke Thränen in die Augen.

Ich dachte an Mutter. Ich benedete sie — ich, ein kaum sechzehnjähriger Junge — um ihren Lebensmuth. Ich sah meine Schwestern vor mir, die armen Mädchen mit der hübschen Bildung und dem redlichen Streben. Ich sah sie älter und älter werden, sah sie Verlobungsanzeigen durchlesen: „Siehst Du, Frieda, das war eine Schülerin von uns.“ Sah sie Deckchen und Handarbeiten machen, Weihnachtsgedichte für ihre Zöglinge schreiben.

Ich sah mich selbst, wie ich die Stütze Aller sein sollte und von einem Beruf zum anderen tappte, zerfahren und unlustig, nirgends Befriedigung fand, nirgends etwas leistete. Und mich erfaßte dieses deprimirende Gefühl eigener Nichtigkeit, ein namenloses Mitleid mit mir selbst, mit meiner Schwäche, so daß ich mich auf eine Bank setzte, die Ellenbogen auf die Knie stützte, den Kopf zwischen beide Hände nahm und weinte.

Ein feiner, ganz feiner Regen schlug mir ins Gesicht. Langsam lösten sich welke Blätter von den Zweigen und glitten langsam zur Erde, bedeckten die Wege, die Rasenplätze, hingen sich in das Geäst der Bäume. Ich starrte theilnahmslos auf sie.

Da bekam ich plötzlich einen Stoß von der Seite, daß ich beinahe von der Bank gefallen wäre.

„Na, Du kannst wohl auch mich kicken?“

Lies stand vor mir.

„Wie kommst Du denn hierher, Lies?“ fragte ich unmußig.

„Uf de Beene!“

„Mädchen, sprich nicht so pöbelhaft. — Was suchst Du hier?“

„Sieh mal Gener an!“ Sie stemmt die Hände in die Seiten —

„Also so biste — und deswegen lauf ich Dir 'ne Stunde nach —“

„Was willst Du denn von mir?“ sagte ich mißlaunig — und sah sie scharf an. Sie war groß geworden in der Zeit, in der ich sie nicht gesehen, und sie war immer noch wunderhübsch. Ihr Gesicht hatte weniger als ihr Wesen von der Kindlichkeit verloren; nur die Jüge waren etwas härter geworden, und das gab ihr etwas Bestimmtes, in sich Abgeschlossenes.

„Nun, Lies, was willst Du?“

„Dich sprechen!“

Ich wich aus. „Mein Vater ist krank, ich muß nach Hause.“

„Ja, Dein armer Papa!“ und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Ich sah zur Erde: Die Lies hat doch ein Goldherz! „Komm, setz Dich ein Bißchen.“

Sie that es.

„Lies —“ begann ich nach einer Weile.

„Ja —“

„Was machst Du denn jetzt? Kommst Du nicht bald aus der Schule?“

„Ich bin schon!“

„Und was willst Du werden?“

„Ich komme ins Stravattengeschäft, für das Mutter arbeitet als Verpackungin.“

„Verdienst Du da viel Geld?“

„Ja, sehr viel! Fünfzehn Mark das Monat!“

„Wann gehst Du denn hin?“

„Montag.“

Ich stockte.

„Und bist Du bald mit Deiner Schule fertig?“

„Nein. — Das dauert noch lange.“

„Nicht? Dein Vater ist sehr krank — er sieht ja so schlecht aus —“

Ich wich aus. „Aber, Lies, was wolltest Du mir denn sagen?“

Sie wurde roth wie Klatzmohr.

„Ich wollte — ne — ne ich wollte garnichts,“ brach sie schnell ab.

„Lies, was wolltest Du denn?“

„Dich fragen —“

„Nun? Mich fragen?“

„Ob Du mich —“

„Mich fragen, ob ich Dich —“

„Nein, ich sag's doch nicht!“

„Mich fragen, ob ich Dich —“

„Noch — lieb — hast.“

„Ja,“ sagte ich ruhig, als ob es selbstverständlich wäre.

„Warum hast Du Dich denn garnicht mehr um mich gekümmert?“

„Ich konnte nicht. — Ich hatte keine Zeit — ich darf nicht mehr spielen —“, und ganz ernsthaft begann ich ihr von meiner großen Zukunft, von meinen Aufgaben und Plänen zu erzählen, log mich in all das so hinein, daß ich es beinahe selbst glaubte.

Damals wollte ich mit Gewalt Dichter werden. Was man dazu brauchte, war mir unklar. Ich stellte es mir nur so hübsch vor, angebetet, verhimmelt zu werden — daß vielleicht dazu außer Gefühl noch Begabung nothwendig, sah ich nicht ein.

Ich wurde Dichter! Ich wurde berühmt, ich wurde reich — und damit basta!

Dieses Alles sprach ich mit einem solchen Eifer, ich schauspielerte so ausgezeichnet, daß Lies mir ganz andächtig mit offenem Munde zuhörte.

Zwar verstand sie wohl kein Wort von dem, was ich ihr verkündete, aber sie schien unbestimmt herauszufühlen, daß es etwas Großes und Erhabenes sei, bei dem man ernst sein müsse und nicht lachen dürfe, so pußig es Einem auch vorkäme.

„Und wenn Du nun einmal Schriftsetzer —“

„Schriftsteller! Schriftsteller!“ unterbrach ich sie empört.

„— bist, dann heirathest Du mich.“

„Nein!“

„Nein?“

„Sieh mal, Lies, ein Schriftsteller darf nicht heirathen; denn sowie er für Frau und Kind zu sorgen hat, dann ist es auch mit ihm aus.“

„Na, dann werde doch nicht Schriftsetzer.“

„Schriftsteller!“ rief ich empört.

Wie kam das Mädchen nur wieder hierauf? Ah! Unwillkürlich fragte ich: „Sag mal, Lies, wie gehts denn bei Dir zu Haus? Nun, Lies, sprich doch.“

„Ich möchte fort,“ sagte sie ganz leise und schmiegte sich an mich.

„Aber, Lies, wo willst Du denn hin?“

„Fort! — Denkst Du, das gefällt mir, mich den ganzen Tag schlagen und schimpfen lassen? Vater und Mutter die stehen auch wie Hund und Kage, immer Zanf, immer Schlägerei. Entweder is Vater besoffen, oder die Mutter schickt mir fort — weil sie Besuch bekommt.“ — Die letzten Worte brachte sie ganz leise hervor. „Und dann ist es so dreckig bei uns Kellerwürmern. Ne — weißt De — ich möchte fort!“

„Aber, Lies, denk bloß mal, wo willst Du denn hin?“

„Das weiß ich nicht! — Wir wollen zusammen fortlaufen, Georg!“

„Sieh doch mal, Lies, jetzt kommst Du doch ins Geschäft —“

„Ich möchte aber doch fort!“

„Aber das ist doch ein Unsinn, Lies!“ posterte ich los. „Wie stellst Du Dir denn das eigentlich vor?“

Sie blickte mich eigenthümlich von der Seite an. „Siehst Du, daran hab ich noch garnicht gedacht, brauch ich auch nicht, will ich auch nicht! Es giebt ja so Viele, von denen es kein Mensch weiß, wo sie es herhaben.“

Ich verstand nicht, wie sie es meinte.

„Du mußt einmal sehen, Deine Lebensaufgabe, so zu sagen, Deine Mission voll und ganz zu er-“

füllen, mit den Interessen der Zeit mitgehen. Das Jahrhundert, in dem wir leben, erfordert es!"

Diese schönen Worte wären ja sehr angebracht gewesen, wenn wir sie nur verstanden hätten.

Statt jeder Antwort faßte Lies plötzlich meinen Kopf mit beiden Händen, so stark, daß sie mir die Ohren mit aller Gewalt preßte, und begann, ganz grundlos mich abzuküssen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Junkerparadies.

Bilder aus Ostelbien. Von Heinz Starckenburg.

I.

Friedrich Engels hat einmal gesagt, die Entschheidungsschlacht des deutschen Proletariats werde in den Gefilden von Ostelbien geschlagen werden. Wenn dem so ist — und Vieles spricht dafür —, dann scheint uns dieser Kampf um die Hochburg der Reaktion, die so lange schier un- einnehmbar schien, nicht mehr in unabsehbarer Ferne zu liegen. Zwei Anzeichen beginnender Zerlegung der feudal-patriarchalischen Agrarverfassung Alt-Preußens wenigstens sind unleugbar: die rapide fortschreitende kapitalistische Umgestaltung des landwirtschaftlichen Großbetriebes, die an Stelle des rentenverzehrenden, vielfach in der Stadt lebenden Junkers den rationell wirtschaftenden, profitmachenden Landbourgeois jetzt und das auffallend zunehmende Klassenbewußtsein des sich gleichzeitig in kapitalistisches Lohnarbeiterthum verwandelnden Landproletariats. Unter diesen Umständen ist es wohl nicht ohne Interesse, einmal eine genauere Betrachtung dieses nordöstlichen Zipfels von Deutschland vorzunehmen, dessen ganzer Charakter in jeder Hinsicht so eigenartig ist, daß es den West- und Süddeutschen, den das Geschick in jene Gegenden verschlägt, wie ein fremdes Land anmüthet.

Nie ist mir dieser Unterschied mehr zum Bewußtsein gekommen, als vor einigen Jahren bei Gelegenheit einer langen Eisenbahnfahrt, die mich nach mehrmonatlichem Aufenthalt im äußersten Südwesten des deutschen Reiches in einer Tour in den fernsten Nordosten trug. Um die Mittagsstunde war ich in Stuttgart abgefahren; so lange die Tageshelle den Ausblick gestattete, flogen die waldigen und bergigen Gefilde, die geschäftigen Bauerndörfer, die rauchenden Industriestädte Süd- und Mitteldeutschlands in bunter Abwechslung an meinem Auge vorüber. Dann kam die Nacht. Und als die Sonne wieder am Horizont erschien, wie hatte sich das Bild verändert: An Stelle des lebhaften Gemisches von Dorf und Stadt, von Wasser, Wald und Bergen ein weites, eintöniges Flachland, riesenhafte Kartoffel-, Korn- und Rübenfelder so weit das Auge reichte, selten einmal von einem dürftigen Fichtegebüsch, einem schumrigem Tümpel unterbrochen; hin und wider tauchte am Horizont ein merkwürdiges Gebilde auf: wie eine Dase in der Wüste mitten in der trostlosen Einöde ein prächtiger Park, durch dessen hochstämmige Bäume ein schloßartiges Gebäude seine weißen Mauern blitzen ließ, daneben ein hoher Fabrikshornstein, zwei bis drei mächtige Ställe und Schennen, und seitwärts, ins Gebüsch verstreut, ein paar jammervolle Kothäuser, deren niedrige, verschmugte Schindeldächer sich neben ihren stolzen Nachbarn förmlich zu schämen schienen. Das waren die Herrensitze des preussischen Junkerthums, das waren die Ritterburgen des neunzehnten Jahrhunderts, von denen aus Preußens Politik geleitet wird.

Zuweilen hielt die Bahn, ein kleiner, rother Backsteinbau gab sich Mühe, einem Bahnhof ähnlich zu sehen, die Schaffner schrien einen mißthönigen, seltsam klingenden Namen aus, ein paar Weiber mit Kleiden und knallbunten aufgebauhten Röcken stiegen umständlich aus oder ein und schwasteten mit unglaublicher Geschwindigkeit ein zischendes Klauerwälsch, das keine Vokale zu haben schien, und nach ein oder zwei Minuten ging es weiter, vorbei an einem kleinen Klumpen niedriger, steinerner Häuser. Das war eine der ostelbischen Städte. Aber auch diese haben hier eine völlig andere Physiognomie, als „im Reich“

unten die Städte und Dörfer. Zunächst darf man keine dem Namen „Stadt“ entsprechende größere Ansiedelung erwarten. Viele haben kaum so viel Einwohner wie ein süddeutsches Dorf. Ein eigentliches Stadtleben konnte hier kaum entstehen. Denn für eine kapitalistische Stadt fehlt es hier völlig an der nöthigen Industrie, von den paar Zuckerfabriken der Großgrundbesitzer abgesehen; für eine klein-bürgerlich feudalistische Stadt mit Handwerker-Bevölkerung aber fehlt es an der unerlässlichen Voraussetzung eines bäuerlichen Absatzkreises, denn der Gutsherr bezieht seine Gebrauchsgüter größtentheils aus den großen Geschäften der Bezirkshauptstadt, und der fast ganz naturalwirtschaftlich lebende Justmann hat weder die Bedürfnisse noch das Baargeld dazu, einen städtischen Handwerkerstand zu erhalten.

Die Entstehungsgeschichte dieser „Städte“ führt vielmehr meist auf eine sehr charakteristische Quelle zurück. Die Junker benutzten ihren Leberichuß an Kartoffeln und Gerste von jeher mit Vorliebe dazu, Schnaps zu brennen und Bier zu brauen. Dies nützte ihnen jedoch nur, wenn ein genügender Absatz dafür vorhanden war, und da nach früherem Recht die Ausschankgerechtigkeit ein Privilegium der Städte war, ihnen aber sehr viel daran lag, durch direkten Verkauf an ihre Bauern und „Komorniks“ von diesen einen nochmaligen Profit zu gewinnen, so setzten sie Alles daran, ihre kläglichen Bauerndörfer zu Städten erklären zu lassen, was ihnen in der Regel auch ohne große Schwierigkeiten gelang. Seitdem sind die Bauern kräftig „gelegt“ und die heutige Bewohnererschaft dieser Niederlassungen setzt sich vorwiegend zusammen aus einem fast ausschließlich jüdischen Stamm von Kleinhändlern und — Schankwirthen.

In der That, wenn man etwa am Freitag Abend in einem dieser kleinen Nester über den Marktplatz geht, fühlt man sich unwillkürlich nach Palästina verlegt. Da sind alle Läden geschlossen, auf den Steintreppen spielen dummelodige Kinder, auf der selten fehlenden Bank vorm Hause aber sitzt in Feiertagskleidern, Sabbathruhe und Sabbathfreude auf dem Angesicht, die gesammte meist sehr zahlreiche Familie. Es sind höchst charakteristische Typen, die man hier zu sehen bekommt. Ist doch auch das strengorthodoxe, kleinbürgerlich-patriarchalische Judenthum nirgends in Westeuropa mehr so rein und ausgeprägt erhalten, wie hier in den Kleinstädten Ostelbiens, namentlich in Posen und Schlesien. Hier, in den kinderreichen Familien des Ostens, ist die unverfälschte Quelle der jüdischen Lebenskraft, aus der immer wieder die überschüssige junge Generation — arm und ohne Stütze, aber mit einem durch Generationen aufgespeicherten Schatz von Arbeitskraft, kapitalistischer Beanlagung und bewundernswerther Verdürfnislosigkeit — hinauszieht in die größeren Städte, namentlich Posen und Breslau, um dort „ihr Glück zu machen“. Und meistens gelingt es ihnen hochzukommen, so daß sie dereinst als Stouffleur oder Großfist, neuerdings auch als Arzt und Rechtsanwalt, in der Lage sind, ihre Söhne weiter nach dem Westen zu schicken, nach Berlin, der Stadt, wo das Gold wächst für Den, der es zu finden weiß.

Ein Typus, der dem Fremden besonders auffällt, ist „das schöne Judenmädchen“. Ein länglich ovales Gesicht mit scharf orientalischem Schnitt, aber oft klassisch schönen Zügen, mit dunklem, bräunlich-gelbem Teint — eine Farbe wie altes Eisenbein — umrahmt von einer lastenden Fülle tiefschwarzen, glänzenden Haars, ein Paar ebenso schwarze, mandelförmige Augen, sehr volle, rothe Lippen, eine üppig entwickelte, aber doch schlanke und graziose Figur, kurz, Gestalten, die eigentlich garnicht anders heißen können, als Ruth oder Judith, hier aber mit Vorliebe sentimental-zärtliche Namen, wie Täubchen, Nöschen, Blümchen erhalten. Der Typus ist so einheitlich, daß man zuerst glaubt, lauter Schwestern vor sich zu haben. Leider dauert die Schönheit nicht an; die Jüdin verblüht früh. Nach den ersten Geburten namentlich, oft schon Mitte der Zwanziger, ist sie eine stark beleibte, unbeholfene Matrone geworden, die das ästhetische Gefühl nicht mehr in Erregung zu versetzen vermag.

Ein ganz anderes Angesicht zeigt die Stadt an

den Markttagen. Der Markt ist das wichtigste Glied der ganzen Stadt; in keiner fehlt daher ein geräumiger Marktplatz, zuweilen besteht sie fast nur aus einem solchen. Die charakteristische Bauart der slavischen Ansiedelungen ist eigentlich das sogenannte „Runddorf“, eine Nachahmung der alten Wagenburg: Die Häuser umschließen, eng aneinander gedrückt, einen kreisrunden Platz, auf den von außen nur eine geräumige Einfahrt führt, der gegenüber in der Regel die Kirche liegt. Dies ist jedoch nur der ältere Typus, in Feindesland erfunden. Der zivilisierte und im deutschen Osten vorherrschende ist das sogenannte Straßendorf. Es liegt stets am Knotenpunkt zweier sich schneidender Chaussees. Einer der vier dadurch entstandenen Winkel ist durch Parallelwege quadratförmig zum Marktplatz abgegrenzt, und dieser rings eng mit Häusern bebaut, alsdann sind die vier den Platz abgrenzenden Wege nach beiden Seiten als Straßen weitergeführt, doch sind in den kleinen Städten oft nur die beiden Hauptchaussees und höchstens noch der Weg zu dem vor der Stadt liegenden Bahnhof völlig bebaut. Diese Art der Anlage läßt sich deutlich bei allen mir bekannten ostdeutschen Städten nachweisen.

Der Markttag ist für die Bewohner, was die Börsenzeit für den Großhändler: Die auf wenige Stunden, auf einen Vormittag zusammengedrückte Hauptarbeitszeit der ganzen Woche. Der Typus, der dann die Stadt beherrscht, ist der polnische Bauer. Die hohen Kniehiesel, die knallrothe Weste, der bis zu den Knöcheln reichende Kasten, mit Schnüren und doppelreihigen Messingknöpfen besetzt, die vier-eckige Polenmütze auf den bis zum Kragen herabfallenden fettglänzenden Haaren machen ihn schon von Weitem kenntlich. Auch für ihn ist der Markttag ein wichtiger Tag; nicht daß er, wie früher wohl, seine Waare feilzuhalten käme. Der Bauer hat eine instinktive Abneigung gegen die Geldwirtschaft, er verkauft nur, so viel er muß, um das bischen Baargeld, das er braucht, einzunehmen, und das, was er verkauft, kauft meist der umherziehende Kornhändler und Viehhändler daheim auf dem Dorfe auf. Wenn er dennoch meilenweit hereinkommt in die Stadt, so thut er es einmal, um einzukaufen; was er einstmals in eigener Wirtschaft herstellte, jetzt aber an die Maschinenarbeit hat abgeben müssen: Möbel, Werkzeuge, Küchen- und Hausgeräth, Kleidung und Schuhwerk, dazu Kolonialwaaren, wie Tabak, Kaffee, Cichorien, kurz, den ganzen Kleinbedarf einer ärmlichen Hauswirtschaft findet er hier in den zwei Dutzend Läden des städtischen Marktplatzes vor.

Daneben aber steht eine zweite wichtige Funktion des Markttag: es ist der Tag der amtlichen Handlungen. Obwohl die Schöffens- und Zivil-Sitzungen in der Regel gestiftlich auf andere Tage verlegt werden, ist doch der Markttag der arbeitreichste Tag für die Gerichtsbeamten; und ebenso für die Verwaltungsbeamten, denn neben Testament- und Grundbuch-Sachen sind es namentlich die polizeilichen und standesamtlichen Meldungen, welche der Bauer am Markttag abmacht. Der Amtsrichter, welcher die freiwillige Gerichtsbarkeit unter sich hat, kommt an diesem Tage erst spät zum Mittagessen. In seinem Vorzimmer da drängt es sich — „wer kennt die Völker, nennt die Namen!“ — noch von Menschen, wenn der Kollege Prozeßrichter längst zu Hause sich das Mittagessen schmecken läßt. Besonders schwer aber haben es die Unterbeamten; der Gerichtsschreiber friggelt sich die Finger blutig und der Dolmetscher redet sich den Mund fustelig.

Und alles dies wird dadurch erschwert, daß der richtige Bauer absolut kein Verständniß für die Natur des kapitalistischen römisch-modernen Rechts hat, dem er sich hier unterordnen muß. Es geht dies so weit, daß er oft völlig außer Stand ist, ein Gut oder einen Streifen Landes oder einen entstandenen Flurschaden auch nur annäherungsweise in Geld abzuschätzen. Der Rechtsanwalt des Städtchens — er hat heute von sieben bis zwei sein Bureau offen — ist dann in heller Verzweiflung, denn seine Klienten wollen in hundert Fällen Dinge, die juristisch unmöglich sind; sie haben ein Rechtsgefühl und rechtliche Anschauungen, in die sich der „wissenschaftlich“ gebildete Jurist absolut nicht hinein versetzen kann,

und können ihrerseits wieder nicht begreifen, warum der „pan advocata“ um einfache und klare Dinge solchen Umstand macht.

Ebenso unglücklich ist meist der Prozeßrichter, wenn er mit den Bauern zu thun hat. Der Bauer ist bekanntlich ein Rechtsfanatiker, wie's seinen zweiten giebt. Nicht nur, daß er um jeden Quark prozeßirt, um den ein städtischer Arbeiter noch nicht einmal den Gang zum Gericht machen würde. Wenn er meint, im Recht zu sein, dann bringt ihn keine Macht der Welt von seiner Anschauung ab. Er häuft Prozeß auf Prozeß, Instanz auf Instanz, und es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß er um einen Geldrain, eine gepfändete Gans oder ein Stück Bretterzaun sein Hab und Gut verprozeßirt. Kommt der Bauer allein vor Gericht, dann gelingt es einem verständigen Richter wohl noch zuweilen, ihn zu beruhigen oder eine Einigung herbeizuführen. Bringt er aber seine Ehehälfte mit — und die Frau redet hier sehr das große Wort — dann ist alle Liebeshäufigkeit verloren. Eine echte polnische Bauerfrau liebt sich eher den Kopf abreißen, als daß sie zugäbe, im Unrecht gewesen zu sein, geschweige gar, daß sie vorher in einen Vergleich willigte. Und vor der Meinung seiner Frau hat der polnische Bauer einen höllischen Respekt.

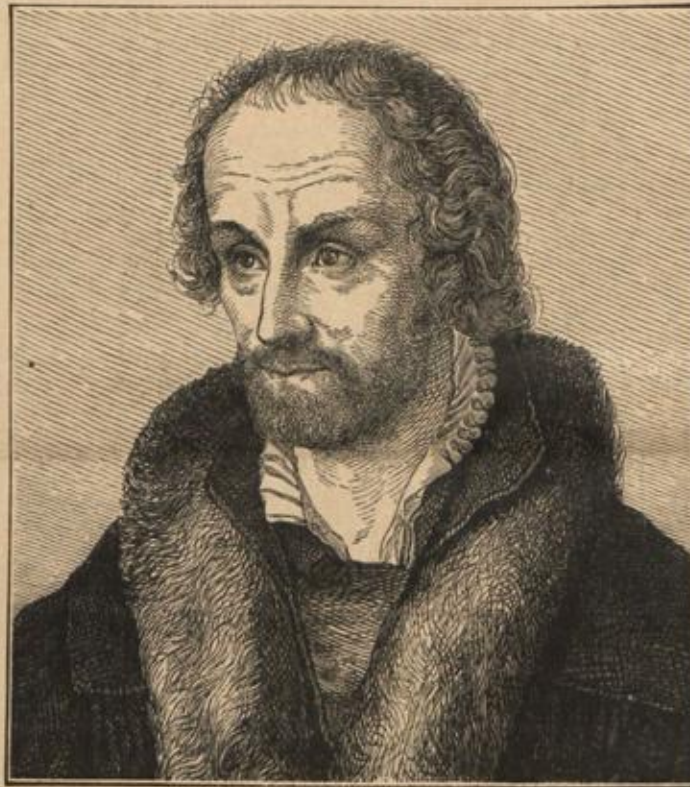
Es ist kein Zweifel, daß hier ein starkes ideales Moment mitspielt. Was dem Fabrikarbeiter sein Solidaritätsgefühl, dem Kaufmann sein Kredit, dem Christ sein Glaube, dem Offizier seine „Ehre“, das ist dem Bauer sein Besitzrecht: ein Nährmichnichtan, über dessen Integrität er eifersüchtig wacht, bereit, jedem Störenfried an die Gurgel zu springen. Kommt nun aber dazu, daß der Inhaber dieses Rechtsfanatismus ein geistig so niedrig stehendes Individuum ist, wie der polnische Bauer, der in der Regel den einfachsten logischen Erwägungen unzugänglich ist, daß er beim besten Willen oft nicht einseht, worauf es im vorliegenden Fall oft rechtlich ankommt, daß er kaum seinen Namen und oft diesen nicht schreiben kann, daß er deshalb von tiefem Mißtrauen gegen alle fremde und von eben so großer Zuversicht zu seinen eigenen — wenn auch werthlosen — Urkunden erfüllt ist, daß er nur durch den Dolmetscher mit dem Gericht verkehren kann, daß er grundsätzlich für Alles bereit ist, Zeugen zu stellen, die nachher meist gar nichts von der Sache wissen, und daß er mit eben solcher Bereitwilligkeit Alles beschwört, was man von ihm verlangt, — „ich schwöre auf 1000 Flinten“, ein Nachklang des alten feudalistischen Schwurs auf die Waffe, ist sein drittes Wort — dann kann man wirklich dem Richter nicht übel nehmen, wenn er zuweilen die Schuld verliert.

Das niedrige Niveau des polnischen Bauern zeigt sich leider auch im Strafprozeß. Zwar der Arm des Staatsanwalts wäre in diesen verkehrslosen Gegenden ziemlich ungefährlich, der Bauer selbst jedoch sorgt durch eine Fülle von Privatklagen und Denunziationen dafür, daß der strafenden Gerechtigkeit nicht Gehalt gethan werde. Nur ist es hier nicht verletztes Rechts- oder Ehrgefühl, was ihn dazu treibt — im Gegentheil, in dieser Hinsicht kann er unglaublich viel vertragen —, sondern Schadenfreude und Uebelwollen. Hat er sich in der Schänke gezannt oder geschlagen, flugs geht er hin und hängt dem Anderen einen Prozeß auf. An Grund dazu mangelt es ihm nie, denn Schlägereien und Schimpfereien sind an der Tagesordnung. Besonders das wohlbekannte psa krew (Gundebhut!), ein Fluch, ohne dessen Verwendung der Pöbel keine drei Säge fertig bekommt, muß dazu herhalten, als „Beleidigung“ zu fungieren. Neben geschlechtlichen Ausschreitungen sind denn auch Beleidigungen und Körperverletzungen das weitaus überwiegende Fundament aller Strafprozesse, und es ist bewundernswürdig, welche Phantastie der Bauer in der Mobilisierung dieser beiden Deliktarten an den Tag legt. Sie spielen im Strafprozeß dieselbe Rolle, wie die Grenzstreitigkeiten, Flurschäden und Alten-

theilsverträge im Zivilprozeß. Auch in Letzteren zeigt sich seine niedrige Gesinnung.

Zwar muß zugegeben werden, daß das Glend, in welches die kapitalistische Entwicklung den hiesigen Bauer gebracht hat, viel zu diesen unerwünschten Verhältnissen innerhalb der Familie beiträgt. Doch glaube ich nicht, daß ein städtischer, deutscher Proletarier mit solcher Leichtigkeit es zum Prozeß mit Eltern oder Schwiegereltern kommen lassen würde, wie es hier wegen einiger Mehen Storu oder Kartoffeln, wegen eines Pfunds mangelnden Gewichts bei der Gans vom vierteljährlichen Deputat geschieht. Und kommt dabei zum Schwur, dann kann man noch darauf wetten, daß der Sohn den Vater oder dieser jenen hinterher wegen Meineids denunziert.

Auch rein wirthschaftlich steht der polnische Bauer nicht höher. Eine kapitalistische Entwicklung der Landwirtschaft giebt es für ihn so wenig, wie einen technischen Fortschritt. Er wirthschaftet heute noch in demselben Schlenbrian weiter, wie seine Vorfahren vor tausend Jahren. Für ihn und seine Familie mit ihren minimalen Ansprüchen an das Leben langt es so halt eben noch; Neuerungen ein-



Philipp Melancthon.

zuführen, sieht er keinen Anlaß. Der alte Streit, ob in der Landwirtschaft der Klein- oder Großbetrieb technisch rationeller sei, ist ja noch nicht entschieden, und wohl kaum heute schon reif zur Entscheidung. Wenn man aber die moralischen intellektuellen Bedingungen des Fortschritts in Betracht zieht, so zeigt sich sicher der Großbetrieb dem Kleinbetrieb unendlich überlegen. Und dieser allgemeine Satz bethätigt sich ganz besonders hier, wo der Bauer das Bleigewicht seiner degenerirenden historischen Vergangenheit und seiner Massenanlage am Fuße schleppt, und — wo über dem Bauer der Junker sitzt. Denn das ist eine Erscheinung von ganz allgemeiner Bedeutung. Ueberall, wo adliger Großgrundbesitz die erste Rolle spielt, ist der bäuerliche Besitzer auf einem unterdurchschnittlichen Niveau geblieben; zwischen Junker und Landproletarier hat nirgends sich ein kräftiger, wohlhabender Bauernstand bilden können. Ob hier direkt ökonomische oder in erster Linie sozialpsychologische Ursachen maßgebend sind, wage ich nicht zu entscheiden.

Gedankensplitter.

Auf dem Haß gegen die Sklaverei ruht mein ganzes Dasein.

Vettina v. Arnim.

Der Mensch hat nicht mehr Recht, als er Macht hat.

Spinosa.

Er hats gesagt.

Von Hans Koeder.

„Ja, dabei ist weiter nichts zu machen, meine verehrte Frau Böser,“ sagte Dr. Körner, strich seinen wohlgepflegten, vielbewunderten Schnurrbart und stand auf. „Also nochmals, wir dürfen nicht immer gewaltig in den natürlichen Verlauf der Dinge eingreifen, sonst wird die gesammte Verdauung auf die Dauer beeinträchtigt. Die Natur muß sich möglichst selbst helfen. Sorgen Sie nur für eine gemischte Kost und geben Sie dem Rudi möglichst Obst, soweit er es vertragen kann, dann wird sich Alles von selbst machen; nicht wahr, Rudi?“

Dabei griff der Arzt dem Kleinen, der sich an seine Mutter anschniegte, in die Backen, schüttelte ihm die Hand und griff nach seinem Hute.

„Ja, und noch Eins,“ fuhr der Arzt fort, „Sie müssen den Rudi gewöhnen, daß er sich immer hübsch meldet, wenn er etwas auf dem Herzen hat. Hörst Du, mein Sohn?! Das ist sehr wichtig, denn sonst wird nur zu leicht der geeignete Moment verpaßt und dadurch kommt allmählig die ganze Natur in Unordnung.“

Der Arzt gab der Frau Böser die Hand und empfahl sich. Die junge Frau warf einen schüchternen, aber wohlgefälligen Blick auf seinen Schnurrbart, dann geleitete sie ihn bis an die Thür.

„A propo,“ wandte sich Dr. Körner noch einmal um im Gehen, „wer ist denn jetzt hier drüben eingezogen, haben Sie eine angenehme Nachbarschaft bekommen?“

„Wir wissen nicht,“ erwiderte Frau Böser, „die Herrschaften haben noch keinen Besuch bei uns gemacht; sie sind übrigens auch erst vor einigen Tagen eingezogen. Es ist eine verwittwete Frau Hauptmann von Lugern mit zwei Töchtern.“

„So, so, mit zwei hoffnungsvollen Töchtern,“ versetzte Dr. Körner in gebühnem Tonfall; dann warf er der jungen Frau noch einen freundlichen Blick zu und ging. —

Eine Stunde später saßen Herr und Frau Böser bei Tisch. Auf der einen Seite das Ehepaar, eng beieinander, wie Brautleute, denn sie waren sehr zärtlich, obschon sie bereits vier Jahre verheirathet waren. Ihnen gegenüber saß Rudi, der Stammhalter, und neben ihm die Bertha, die das schwere Amt hatte, den geschwisterlosen Knaben, diesen Augapfel seiner Eltern, zu hüten und zu füttern.

„Es hat geklingelt, Bertha,“ rief Frau Böser.

Das Mädchen stand auf. Kaum hatte sie sich entfernt, so drückte Frau Böser einen knallenden Kuß auf die wohlentwidelten Backen ihres Gatten. Dieser aber ließ sich nicht stören, sondern fuhr mit sichtlichem Behagen fort, seine starken Kinnbacken in mahrender Bewegung zu erhalten. Der Rudi brach in ein wüthendes Geschrei aus und schlug mit den Händchen auf den Tisch. Herr Böser warf seiner Frau einen strafenden Blick zu und sagte: „Ja, der Junge wird alle Tage ungezogener, weil Du ihm immer seinen Willen läßt.“

„Die Dame von drüben und Fräulein Töchter wünschen den Herrschaften ihre Aufwartung zu machen,“ berichtete Bertha, die wieder ins Zimmer eingetreten war.

Frau Böser sprang auf und starrte ihren Mann an, wie die Salzsäule von Sodom und Gomorrha.

Während Herr Böser in der Vertilgung seines Mittagbrotes ruhig fortfuhr, rief Frau Böser endlich verzweiflungsvoll: „Herr Gott, der Kinderwagen steht wohl noch in der guten Stube, und Staub ist auch noch nicht gewischt.“

Herr Böser warf seiner Frau wiederum einen Blick zu, der etwa sagen sollte: Du könntest doch auch mehr auf Ordnung halten! Dann sagte er in aller Ruhe: „Bertha, gehe und sage den Herrschaften, es würde uns sehr angenehm sein. Bitte sie, in die Vorderstube einzutreten.“



Verlassen. Von S. Couturier.

Bertha ging und Frau Böser stürzte nach der guten Stube; sie vergaß in der Eile, ihre Serviette abzubinden.

Nun stand auch Herr Böser auf. Er war ein stattlicher Mann in der Mitte der Dreißig und hatte als Beamter in einer Fabrik eine gute Stellung inne. Aber er war mit Arbeit sehr überbürdet und konnte sich nur wenig um die Seinigen kümmern. Schon früh Morgens mußte er fort, kam auf eine Stunde zu Mittag und dann erst Abends spät wieder nach Hause.

„Nicht einmal in Ruhe kann man sein Mittagbrot verzehren,“ brummte er vor sich hin. Er nahm seinen Jungen auf den Arm, der sich inzwischen wieder beruhigt hatte und der als kluger Diplomat immer ruhig und artig wurde, sobald er merkte, daß sein Vater ein böses Gesicht machte und ihn aufnehmen wollte.

Eben war Herr Böser mit seinem Jungen in der guten Stube angelangt — seine Frau wischte noch eifrig Staub — da öffnete sich auch schon die Thür nach dem Korridor und herein traten die Frau Hauptmann und ihre Fräulein Töchter.

Die drei Damen verneigten sich nur ganz leicht, so daß ihre Nasenspitzen noch immer übermäßig hoch in die Welt hineinragten, als wollten sie sagen: Eigentlich seid Ihr ja Lust für uns; rechnet es Euch also zur hohen Ehre an, daß wir uns dazu herablassen, Euch einen Besuch zu machen.“

Frau Böser machte eine tiefe Verbeugung und auch ihr Mann verneigte sich sehr höflich, denn er hatte als Beamter gelernt, daß es im Leben vortheilhaft ist, mit den Väckingen nicht zu sparen, wenigstens Vorgesetzten und anderen einflussreichen Leuten gegenüber. Nur der Rudi mit seinem ungetrübten, gefunden Instinkt verhielt sich dieser lähnen Begrüßung gegenüber gebührend kühl und abweisend.

Die Frau Hauptmann befand sich in jenem gesegneten Alter, in welchem die Mütter unter gesunden Verhältnissen das Mutterspielen ihren Töchtern überlassen. Die graue Färbung ihrer Haare ließ sich nicht länger verheimlichen; aber aus ihren Augen sprach nicht jenes sieghafte Selbstbewußtsein, das sonst angehende Großmütter auszuzeichnen pflegt, vielmehr wanderten dieselben unstät und unzufrieden in der Welt umher, als suchten sie Etwas, was zu finden sie dennoch verweifelten. Ueberhaupt sprach aus ihren scharfgeschwittenen, in ein krankhaftes Grau gefüllten Bügeln ein Etwas, das man ebensogut auf verheimlichten Hunger, wie auf Sorgen und unbefriedigten Ehrgeiz zurückführen konnte.

Die Fräulein Töchter hingegen blickten sorglos und hochmüthig in die Welt hinein, wie es junge Leute zu thun pflegen, die als Drohnen lediglich von ihrer Eltern Gnaden existiren, ohne je der wohlthätigen Erziehung der Arbeit im Dienste fremder Menschen unterworfen gewesen zu sein. Nichtsdestoweniger war es für laubige Augen nicht schwer, an der Wunderwerthigkeit der Kleiderstoffe und den zwar ängstlich gehüteten, aber dennoch ramponirten Handschuhen dieser Damen zu erkennen, daß ihre Prästensionen und ihr Auftreten in einem unglücklichen Verhältniß zu ihrer in Wahrheit armseligen wirtschaftlichen Lage stand.

Nachdem man die üblichen Höflichkeitsphrasen ausgetauscht und sich mit steifen Bewegungen auf den Sesseln niedergelassen hatte, behauptete die Frau Hauptmann, die über eine sehr aktionsfähige Zunge verfügte, als gute Soldatenmutter mit ihren Nebenbattaden siegreich das Feld der Unterhaltung. Herr und Frau Böser lauschten in hochachtungsvoller Andacht ihren Worten, während der Rudi auf dem Schooße seines Vaters die drei Damen noch immer mit mißtrauischen Blicken musterte.

Inzwischen entdeckte Frau Böser, daß sie ihre Serviette nicht abgebunden, und platzte in kindlicher Offenheit mit den Worten heraus: „Herr Gott, entschuldigen Sie nur, ich habe ja meine Serviette noch garnicht abgenommen,“ dabei wurde sie feuerroth wie ein junges Mädchen.

Ein hochmüthiges Lächeln ob dieser naiven Unbeholfenheit glitt über die drei Gesichter Derer v. Ungern. Aber weit entfernt sich zu entschuldigen, daß man gerade beim Mittagbrot gestört hatte, ging die gnädige

Frau mit Stillschweigen darüber hinweg und ließ sich nicht im Geringsten abhalten, die hervorragenden Verdienste ihres seligen Gatten, dieses tapferen Kriegers, nachdrücklich darzulegen. Der in Gott Verklärte, wie sie sagte, hatte sein Blut für seinen König vergossen. Er hatte sich das eiserne Kreuz erster Klasse erworben und war nur zu früh nach jahrelangem Krankenlager seinen Wunden dennoch endlich erlegen. Dabei griff sie nach dem Taschentuch.

So verging ziemlich eine halbe Stunde, während welcher außer den speziellen Verdiensten des seligen Hauptmannes auch noch die weiteren Großthaten der Familie von Ungern im Allgemeinen und deren einflussreiche Beziehungen im Besonderen gebührend gewürdigt wurden.

Herr Böser rückte inzwischen unruhig auf seinem Stuhle hin und her; aber er fühlte sich verpflichtet, von Zeit zu Zeit verständnißvoll und ehrerbietig mit dem Kopfe zu nicken oder ein höfliches „ganz recht, gnädige Frau“ verlauten zu lassen. Im Geheimen dachte er freilich an sein Mittagbrot, das nun sicher kalt geworden war.

Auch der Rudi wurde allmählig lebhafter und zeigte eine gewisse Unruhe. Plötzlich richtete er sich etwas auf, hob die Armechen in die Höhe und rief einige unverständliche Worte.

„Jetzt wird er munter und faßt Vertrauen,“ bemerkte Frau von Ungern, dann nickte sie ihm herablassend zu mit den Worten: „Na, sag's noch mal, Du kleiner Mann.“

Rudi sah fragend seinen Papa an. Als ihm dieser aber freundlich zunickte, rief er mit Stentorstimme „ein großes A — a.“

Es entstand eine Verlegenheitspause. Die gnädigen Fräuleins wechselten einen verstoßenen Blick miteinander und Herr und Frau Böser schlugen die Augen verschleiert zur Erde.

Nur die Frau Hauptmann faßte sich schnell wieder. Ein Gedanke schien durch ihren Kopf zu blitzen, sie blickte siegesbewußt um sich, und das peinliche Schweigen unterbrechend, sagte sie: „Nicht wahr, meine liebe Frau Böser, wir werden also gute Nachbarschaft halten; wenn man so nebeneinander wohnt, kommt es ja öfter mal vor, daß man sich gegenseitig aushelfen und eine kleine Gefälligkeit erweisen kann. Mein seliger Gatte sagte schon immer: Man muß im Leben stets auf gute Kameradschaft halten. Mein Kinder, kommt, wir wollen gehen,“ dabei stand sie auf und verabschiedete sich.

Als die Damen aus der Thür gingen, klopfte die Frau Hauptmann die sie geleitende Frau Böser vertraulich auf die Schulter. „Oh ich es vergesse, meine liebe Frau Böser,“ sagte sie, „Sie sind wohl so freundlich und borgen mir Ihre Waschküffer. Bei uns soll morgen gewaschen werden, aber während des Umzuges sind die Küffer spat geworden und zusammengefallen.“

Sie brachte diese Nothlüge mit einer geradezu staunenswerthen Ruhe und Sicherheit hervor, obgleich sie in Wahrheit kein einziges Waschküffer ihr Eigen nannte, sondern schon seit Jahren, wo immer sie gewohnt hatte, in ungenirtester Weise die Gutmüthigkeit ihrer Nachbarn mißbrauchte. Für dergleichen war in ihrem Wirtschaftsetat nichts übrig, verschlang doch der Aufwand für die Toiletten ihrer Töchter den größten Theil ihrer beschränkten Mittel. Sie war nun einmal in dem Wahn befangen, auf diese Weise am besten für ihre und ihrer Töchter Zukunft zu sorgen.

„Gewiß, gnädige Frau, mit dem größten Vergnügen, ich werde Ihnen die Küffer gleich herüber schicken,“ versetzte Frau Böser zuvorkommend. Sie fühlte sich geehrt, der Dame mit dem vornehmen Namen und der einflussreichen Bekanntschaft einen Gefallen zu erweisen.

Die Frau Hauptmann schritt stolz davon, es war, als spräche sie befriedigt zu sich selbst die Worte Cäsars: *veni, vidi, vici* (ich kam, sah, siegte).

Als das Ehepaar wieder allein war, sagte Herr Böser im vorwurfsvollsten Tone zu seiner Frau: „Da siehst Du Deine Erziehungskünste, der Zunge bringt uns in die größten Verlegenheiten, man darf ihn vor keinem Menschen mehr sehen lassen. Hörst Du, mein Sohn, so etwas sagt man nicht.“

Der Rudi aber hob sein Köpfchen zurechtlich auf und sagte: „Der Onkel Doktor hats gesagt.“

Er hatte längst gemerkt, daß das Wort des Onkel Doktor noch mehr galt, als das seines Paps.

Als nun die Bertha kam, den Knaben zu holen, rief er noch einmal selbstbewußt: „Bertha, er hats gesagt,“ denn er sprach von sich immer in der dritten Person.



Ein Edelker und Bester deutscher Nation.

Von Ernst Wahrmond.

(Schluß)

Auf der Schule zu Goldberg bekam Schweinichen der Jüngere das Studienwesen bald satt. „Weil allbereit,“ sagte er, „in meinem Haupte das Hofwesen steckte, hatte ich nur mehr Lust zu Reiterei, als zu Büchern; bewegen machte ich allerlei Anschläge, wie ich möchte von Goldberg wegkommen.“

Das gelang ihm denn endlich auch, und mit großer Lust besaßte sich Hans mit dem edlen Waidwerk, mit „Sperberreiten, Gänse- und Antvogel-Stellwert“, daneben mit landwirthschaftlichen Geschäften, auch mit Kopiren und Schreiben für den Vater.

Im Jahre 1570 berichtet Hans, wie er sich zum ersten Male des Trunkes angenommen und so voll gewesen sei, daß er darnach zwei Nächte und zwei Tage in einem fort geschlafen habe, „daß man nicht anders gemeinet, ich würde sterben. . . . Inmitten habe ich es nicht allein gelernt, Wein zu trinken, sondern auch ziemlich wohl gekonnt, daß ich wohl sagen kann, auch gemeinet, es wäre unmöglichen, daß mich einer vollsaufen könne, und hab es hernach stark continuirt (fortgesetzt). Ob es aber mich zur Seligkeit und guter Gesundheit gereicht, stelle ich an sein Ort.“

Wegen dieser edelmännischen Tugend erlangte Schweinichen bald „groß Kundtschaft im Reich, daß von einem Hof an den anderen geschrieben ward“ seines „Wohltrinkens“ wegen.

In seinen Memoiren vergißt Schweinichen selten genau anzugeben, daß da und da „starke Trünke vorfielen“, oder sich „ein groß Gesäuße“ erhoben habe. „Da ging es zu“, schreibt Hans einmal, „wie es bei Kriegskleuten, wenn sie Geld haben, pfleget zu gehen, war täglich ein Gefresse, Saufen und Spielen, daran man eine Lust sah.“

Und „Ehrenpunkt“ war für einen Edelmann und Höfling, sich dabei nach Kräften auszuzeichnen. Darum heißt es denn oft in Schweinichens Tagebuch: „Allda mußte ich fleißig saufen.“

In diesem Bezug machte Schweinichen sich und seinem eben sehr „trinkbaren“ Landesherrn alle Ehre.

Beim Grafen Johann von Nassau zu Dillenburg bekam Schweinichen „das Lob, des Herrn Grafen Diener alle vom Tische weggejoffen zu haben.“ Das will der Herr Graf rächen und den Hans mit einem „Willkommen“, d. h. einer Zutrink-Kanne, welche drei Quart Wein hielt, in Verlegenheit setzen. Schweinichen aber probirt vor der Thür heimlich erst, ob er das Ungeheuer leer trinken könne auf einen Zug — mit gutem Erfolg; ließ sich wieder einschenken, ging nun hervor und trank des Herrn Grafen Marschall zu, der nur mit vielen Trünken Bescheid thun kann, und dafür den „Willkommen“ zum zweiten Male zur Strafe leeren muß. „Darüber ward der Marschall berauscht, daß man ihn wegführen mußte, hernach hatte ich da wohl Ruhe vom Trunk, denn sich niemand an mich machen wollt.“

Seinem Herrn diente er aber auch in anderen Sachen ehrlich und treulich. Dafür ein Beispiel vom Jahre 1575. J. G. hatten ein Bankett veranstaltet, zu dem die Herzogin nicht kommen wollte „aus Lirachen, daß sie mit der Frau Rittigin nicht wohl simud.“ Nun heste besagte Rittigin den Herzog, seine Frau zu zwingen, beim Bankett zu erscheinen. „Mit solchem erzürnet sie den Herrn, daß J. G. in der Furia (im Zorn) nach der Herzogin ihrem Zimmer zu laufen. . . . J. G. redeten die

Herzogin hart an, warum sie nicht zum Tisch kommen wolle. . . . Nach vielen Entschuldigungen fuhren J.F.G. die Herzogin raus, sie möchte bei der Hure, der Mittlign, nicht sitzen. Welches zwar (=zu wahr, d. i. wahrhaftig, wirklich, gewiß) den Herzog sehr verdroß, duhet die Herzogin und sprach: „Du sollst wissen, die Frau Mittlign ist keine Hure!“ schlägt der Herzog ein gut Maulschelle, davon die Fürstin auch tannelt.“ Als treuer Diener seines Herrn, suchte der von Schweinichen nicht nur im Anfang schon die Nagbalgerei Ihrer beiden Fürstlichen Gnaden zu verhindern, sondern auch nach derselben eine Versöhnung zu vermitteln auf Forderung seines Herrn, dem es verdrücklich war und beschämend erschien, daß seine Frau nicht zu dem besagten Banket kommen wollte. Hans, der Treue, nahm sich des delikaten Auftrages auch an, ging zur Herzogin und sprach davon, wie leid dem Herzog die Maulschelle sei: „machte auch das Leid größer als es ihm selbst war. . . . J.F.G. würden ihr ein stattliche Verehrung (ein Geschenk) geben und ich wolle es zu Wege bringen, daß J.F.G. künftige Nacht bei ihr in der Kammer liegen würden, und was ich sonst mehr ähnliches vorzubringen wußte.“ Er brachte es dann endlich dahin, daß J.F.G. ungeacht, daß sie ein blau Auge von der Maulschell bekommen, zu Tafel kam und dafür ihr Wille geschah, daß die obgedachte Mittlign nicht am selben Tisch, sondern am „Jungferntisch“ plazirt wurde.

v. Schweinichen berichtet weiter, daß diese Dame ihm derothalben sehr gram geworden sei. Freilich hatte sie auch noch den weiteren Anlaß, daß Schweinichen keine ihrer Töchter heirathen wollte, was sie gern gesehen hätte.

Auch berichtet Hans, daß er einmal „einen Jahrmarkt verspielt“ habe an die Jungfer Hese von Mittlign — man denke an den Brauch des Vieliebchen, der noch heute unter jungen Leuten im Schwange ist. Unglücklicherweise wählte Hans als „Jahrmarkt“ einen Ring. Die Dame „gab hernach aus“, er hätte ihr den Ring „auf die Zusage“, d. h. als Reichen der Verlobung gegeben, „welches mir niemals in Sinn war kommen. — Sie muß aber leßlichen ganz und gar schweigen und konnte aus der Sache nichts machen, ungeacht daß sie mir gern auf dem Hals wär gewesen.“

Eines Tages geriethen J.F.G. in Ihrer argen Geldbedrängniß auf den famosen Einfall, den Hans von Schweinichen nach England zu schicken, um die Königin zu werben und „heineben um 50 000 Kronen zu leihen“ anzusprechen.“ Hans berichtet: „Derowegen ich J.F.G. fragete, wie sie auf diese Narrheit geriethen, hätten J.F.G. doch zuvor ein Gemahl, welches die Königin wohl wußte, wo wollten J.F.G. sie hinthun. Diese Neben gestielen J.F.G. nicht wohl, sageten zu mir: Du bist ein Narr; hat doch der Landgraf auch zwei Gemalin gehabt.“ Die medizinischen Gründe, welche Hans von Schweinichen zur Erklärung jener kirchlich, evangelisch-lutherisch eingesegeten Bigamie ins Feld führt, und die sein Herr nicht für sich hatte, lassen sich nicht gut anführen. Man mag sie in Schweinichens Denkwürdigkeiten (Desterley, S. 113 ff.) selbst nachlesen.

In dieser, wie in mancher anderen Sache machte sich Schweinichen unstreitig wohlverdient um seinen fürstlichen Herrn, und man kann nicht umhin, den Freimuth des Hofmeisters wie seine Treue lobend anzuerkennen. Wenn ein solcher Tanz vorüber war und der Herzog sich zum Nechten hatte weisen lassen, ging ihm sein treuer Hofmeister, so lang er J.F.G. „summeln hatten“, wohlweislich aus dem Wege, da sie aber gemeinlich Ihren Zorn nicht lange anhielten, wurden Beide bald wieder „gnädiger Herr und gehorsamer Diener“ miteinander.“

Der Herzog wußte, was er an seinem lieben und getreuen Diener hatte, der es namentlich so gut verstand, die Stürme zu beschwören, wenn das „Fürstliche Liegnißsches Schuldenwesen aufwachte“, wenn es galt, Gläubiger zu befriedigen oder zu verdrösten, oder neue Anleihen zu versuchen, etwas zu versehen oder zu verkaufen, um den dringendsten Bedürfnissen der Hofhaltung zu begegnen.

Bei dem Anschaffen von Geld und Geldeswerth gingen der Herzog von Liegnitz ebenso wie sein Rath

und Hofmeister Hans von Schweinichen nicht immer allzu skrupulös zu Werke. Letzterer trägt kein Bedenken, ein paar blinde Pferde für 150 Thaler an einen niederländischen Edelmann zu verkaufen, der offenbar zum Zwecke dieses vortheilhaften Handels erst tüchtig berauscht gemacht worden war (Desterley S. 138). Dem höheren Stand angemessen sind die Manipulationen des Herzogs von Liegnitz noch bei weitem bedenklicher als die seines Dieners, dessen Nichtschwur in seinem fürstlichen Dienst ausgesprochen ist in den Worten Schweinichens: „Denn wenn ich nur J.F.G. Geld ausbracht, es geschah auch mit was Mitteln es wollte, so hatte ich wohl gethan.“ Man sieht, J.F.G. „gebraucheten“ einer ziemlich weitherzigen Moral!

Auch für Ihre Person!

Daß J.F.G. sich höchst bereitwillig in französische Dienste begaben, versteht sich bei der Landsknecht- und Reisläufermoral damaliger deutscher Reichsfürsten ganz von selbst; mehrere Monate lang nahm J.F.G. höchst bereitwillig große Summen von der französischen Krone, was dieselbe keineswegs abhielt, auch bei altkirchlich, also katholischen Fürsten, Herrn und Städten allerlei Pumpsversuche zu machen.

Noch bedenklicher aber ist es, wenn J.F.G. ein Siegel des Schweinichen anfertigen lassen und wider dessen Willen Schuldbeschreibungen auf dessen Namen unterfertigen und ihn dann nothdrängen, seinen Namen drunter zu setzen. Als Schweinichen einmal in großer Noth ein paar eigene Säule für 80 Thaler verkauft hatte, ließ er den Erlös seinem gnädigen Herrn: „hab sie mein Tag nicht wieder bekommen,“ heißt es am Schluß der Mittheilung dieser Thatsache. Dennoch: „obwohl all mein Beschwern von J.F.G. Herzog Heinrich herfloß, dennoch konnt ich J.F.G. nicht lassen und warte allezeit der Besserung.“

Diese Hoffnung erwies sich nichtig. Ebenso wie sein Herr Vater, der tolle Friedrich, ward sein würdiger Sohn und Nachfolger auf kaiserlichen Befehl am 12. August 1581 zu Prag gefangen genommen und fortan in Haft gehalten. Einen ausschlaggebenden Antrieb zu diesem Verlauf der Dinge gab die Maulschelle, welche J.F.G. Ihrer Gemalin einst verlegt hatten, die sich ihren Verwandten gegenüber beklagt hatte.

Kurz vorher hatte sich im selben Jahr unser Held verheirathet, und zwar mit dem Edelfräulein Margaretha von Schellendorf, mit der er bis zum Jahre 1601 wirtschaftete. Nach dem uns erhaltenen Bilde Schweinichens war dieser nicht eben sonderlich schön und gerade Margaretha von Schellendorf urtheilte von ihm: „Er bekommt wohl keine Edel (keine Adlige zur Frau), er ist viel zu greulich.“ Doch aber hat sie ihn genommen. Auch seine zweite Frau, die er kurz nach Margarethas Tod ehelichte, war eine Adelige, Anna Maria von Kreiselswig, die Hans überlebte.

Nach seines Herren Gefangennehmung fühlte sich Schweinichen seines Dienstes entbunden und wirtschaftete, da er das Familiengut Mertschitz, namentlich wegen seiner Verwicklung in das fürstliche Schuldenwesen nicht mehr halten konnte, auf gepachteten Gütern.

Als Herzog Heinrich gestorben war, söhnte sich dessen feindlicher Bruder, der bisher auch Schweinichen gegrollt hatte, Friedrich IV., mit dem treuen Diener des fürstlichen Hauses aus und ersuhr auch seinerseits von ihm alle nur denkbare treue Dienstleistung bis zu seinem Tode 1596.

Auch dem nächsten Fürsten Joachim Friedrich von Brieg diente Schweinichen als Hofmeister und fürstlicher Rath, doch ohne Zwang in Brieg zu leben. Joachim: starb 1602.

Sein Rath und Hofmeister Schweinichen überlebte ihn um 14 Jahre; Hans starb am 23. August 1616.

Seine Denkwürdigkeiten, 1878 herausgegeben von Desterley, sind eine reiche Fundgrube für die Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Ebenso sein Merkbüchlein, in welchem er die von ihm geleiteten Hoffestlichkeiten beschrieben hat, und die Wutke, Berlin 1895, herausgegeben hat.

Der sogenannte Schulmeister Deutschlands.

(Praeceptor Germaniae.)

(Zu Philipp Melancthon's Bilde.)

Von Edgar Steiger.

Die protestantische Kirche feiert am 16. Februar in allen Städten und Dörfern Deutschlands den 400sten Geburtstag Philipp Melancthon's, und die protestantischen Staatsregierungen, allen voran Preußen, wetteifern mit der Kirche, den Freund und gelehrten Beirath Luthers in den ihrer Leitung unterstellten Schulen allerorten zu ehren. Melancthonbücher und Melancthonbildnisse sollen am Tage der Jubelfeier an die Schüler vertheilt und Melancthonbüsten aus Gips in allen Schulsälen aufgestellt werden. Tausende von Melancthon-Neben werden den Begründer der protestantischen Dogmatik, den Humanisten und Philosophen der Lutherkirche, vielleicht auch da und dort den milden, nachgiebigen, weitherzigen Vermittler und Versöhner der zankenden protestantischen Sekten feiern, und wer sich unter unseren Theologen zum Dichter berufen fühlt, wird den Jubeltag kaum vorübergehen lassen, ohne seine Leyer zum Preise des praecceptor Germaniae zu stimmen.

Was aber das Seltsamste ist: während sich bei anderen kirchlichen Gedenktagen unserer Protestanten bald die, bald jene theologische Partei schmolend oder wenigstens mit sehr bereedtem Schweigen in den Hintergrund zurückzieht, herrscht am Melancthon-Tage unter den Führern der verschiedenen protestantischen Kirchen im Festjubiläum und in der Begeisterung eine solche Einigkeit, als ob es in Deutschland keine Lutheraner, keine Reformirten und keine Unirten, als ob es keine orthodoxen und keine liberalen Theologen mehr gäbe. Ja, es scheint geradezu, als hätte der in sich zerspaltene und zerfissene Protestantismus den Melancthon-Tag gerade dazu auserwählt, sich der katholischen Welt gegenüber einmal als eine einheitliche Kirchengemeinschaft zu zeigen.

Ich begreife das sehr wohl: so lange man das Wesen des Protestantismus nicht in der allmähigen Auflösung des alten Kirchengegriffs, in der fortwährenden Kritik der kirchlichen Ueberlieferungen, in einer beständigen Bilderstürmerei gegen einstmals ehrwürdige Autoritäten, in der Befreiung des Einzelnen vom Druck einer ihm von außen her zugebrachten Lehre, mit einem Wort: in der Verinnerlichung der religiösen und, wo diese ersterben, der moralischen Vorstellungen erblickt, so lange werden die Protestanten, anstatt sich über den Spott ihrer katholischen Gegner zu freuen, immer wieder bestrebt sein, der Kirche eine Kirche, der Autorität eine Autorität, der einheitlichen Lehre eine einheitliche Lehre gegenüberzustellen. Und keine Gelegenheit war günstiger, der katholischen Welt einmal geschlossen als protestantische Welt gegenüberzutreten, als die Melancthonfeier.

Uns, die wir dem Treiben der kirchlichen Parteien unserer Tage als nüchternen Zuschauer kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen, erscheint natürlich eine geschichtliche Persönlichkeit wie Philipp Melancthon in ganz anderem Lichte, als Denen, die ihn feiern, und Denen, die ihn verlegen. Wir werden keinen Augenblick ansetzen, die Verdienste des protestantischen Humanisten um die Volksbildung oder, besser gesagt, Gelehrtenbildung seiner Zeit gebührend anzuerkennen. Und wir werden auch dem milden, verjöhlichen Charakter des Wittenberger Professors, soweit er nicht bloß Gelehrtenbequemlichkeit und Professorenzähigkeit war, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber wir werden uns hüten, einen Mann, der bei aller Gelehrsamkeit, trotz aller reformatorischen Anstrengungen mit beiden Füßen im Mittelalter stecken blieb, als den Bahnbrecher einer neuen Zeit und den Bannerträger einer freieren Weltanschauung zu feiern.

Philipp Schwarzherd oder, wie er sich später ins Griechische übersezte, Melancthon, wurde am 16. Februar 1497 als Sohn des pfalzgräflichen Waffenschmieds zu Bretten in der Pfalz geboren. Mit zehn Jahren schon verwais, kam er nach Pforzheim in das Haus seiner Großmutter, die eine

Schwester des berühmten Humanisten Neuchlin war, der sich namentlich durch seine Studien auf dem Gebiete der griechischen Sprache einen unsterblichen Namen erworben hat. Hier lernte der frühreife Knabe die Literatur der Griechen und Römer, an denen sich die aus dem Schlafe des Mittelalters erwachten Geister jener Zeit verjüngten, in der Ursprache lesen, und seine Talente und sein Fleiß waren so groß, daß er schon nach zweijährigem Studium an der Universität Heidelberg, d. h. fünfzehn Jahre alt, den Titel eines Baccalaureus erhielt. Weil man ihn seiner Jugend wegen nicht zum Magister machen wollte, zog er nach Tübingen und promovierte dort mit Glanz. Und jetzt setzte es sein Großonkel Neuchlin durch, daß er, kaum einundzwanzig Jahre alt, als Professor nach Wittenberg berufen wurde. Hier wirkte er die studierende Jugend durch packende Vorlesungen für das Studium der Alten zu begeistern und trug dadurch wesentlich zur Umgestaltung und Hebung der zeitgenössischen Gelehrtenbildung bei. Als Luther seinen Kampf mit Rom begann, schlug sich Melanchthon auf seine Seite und wurde von da an der gelehrte Beirath und Dogmatiker der Reformation, ja, man könnte geradezu sagen, die wissenschaftliche Hebamme der protestantischen Theologie.

Wir haben durchaus nicht die Absicht, mit den theologischen Händeln jener Zeit, die für uns moderne Menschen nichts als mittelalterliche Kuriositäten sind, unsere Leser zu langweilen. Wenn selbst einem Melanchthon bei den spitzfindigen Streitigkeiten über die Bedeutung von Brot und Wein beim Abendmahl vor der rabies theologorum (der Streitwuth der Theologen) graute, wie sollten wir an den dogmatischen Haarspaltereien über diese Dinge Gefallen finden? Genug, daß wir wissen, daß Melanchthon stets bemüht war, die erhitzten Gemüther zu besänftigen und zwischen ihren streitigen Ansichten zu vermitteln, genug, daß er, der die geschlossene Macht der katholischen Kirche wohl zu schätzen wußte, den protestantischen Sekten stets Frieden und Einigkeit empfahl und gern selbst auf die eigene Meinung zum Wohl des Ganzen verzichtete. Inwiefern diese Friedensliebe humanistischer Toleranz entsprang, inwiefern sie auf professorale Bequemlichkeit zurück-

zuführen ist, will ich hier nicht untersuchen. Jedemfalls erntete der Friedensstifter, wie das meist zu geschehen pflegt, keinen Dank. Die lutherischen Streitthäne verkehrten ihn und verbitterten ihm den Rest seines Lebens mit ihrer Rechthaberei, und als er 1560 starb, war es mit der erträumten Einigkeit der Protestanten und Reformirten für immer vorbei.

Philipp Melanchthon hat die besten Kräfte und die schönste Zeit seines Lebens in solchen dogmatischen Streitigkeiten zersplittert. Das allein schon müßte einem vorurtheilslosen Beobachter Beweis genug sein, daß wir es hier wohl mit einem großen Sprachschulmeister, einem hochgelehrten Philologen, nicht aber mit einem wissenschaftlichen Denker höheren Ranges zu thun haben. Ein Blick auf die philosophischen Leistungen des Reformators wird dieses herbe Urtheil bestätigen.

Während die italienischen Philosophen der Renaissance, so schon der etwa hundert Jahre ältere Nikolaus von Cues und der um ein Menschenalter jüngere Giordano Bruno, mit der veränderten Scholastik, d. h. der in lauter theologische Spitzfindigkeiten auslaufenden Philosophie der mittelalterlichen Kirche, endgiltig brachen und das Denken über Gott und Welt auf die großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen ihrer Zeit zu gründen bestrebt waren, blieb Melanchthon bis an sein Lebensende durch und durch Scholastiker, d. h. er benutzte das philosophische Handwerkzeug, das ihm das griechische und römische Alterthum hinterlassen hatte, lediglich dazu, die Lehren der Bibel, wie sie der Protestantismus verstand, noch einmal zu beweisen. Und während ein Nikolaus von Cues und ein Giordano Bruno dem Abgott der mittelalterlichen Scholastik, dem griechischen Philosophen Aristoteles, den Krieg erklärten, um Plato an seine Stelle zu setzen, war einem Melanchthon der verchristlichte Aristoteles sein A und O. Ja, seine Uebereinstimmung mit den Theologen des katholischen Mittelalters war so groß, daß er sogar die Naturlehre (Physik) und Naturbeschreibung ganz auf die Lehren des Aristoteles begründete. Und das in einer Zeit, da eben Kopernikus sein unsterbliches Werk über die Bewegung der Gestirne geschrieben hatte, das den theologischen Himmel

entzötterte und unsere Erde, die das ganze Alterthum und Mittelalter für den Mittelpunkt des Weltalls gehalten hatte, zu einem winzigen Planeten eines der Millionen Sonnensysteme degradirte!

Man braucht nur Giordano Bruno zu lesen, um die überwältigende, ja berausende Wirkung der kopernikanischen That auf einen freien Denkergeist zu begreifen. Wie ein Aufjauchzen nach Jahrtausende langem Alpdruck klingt die Melodie von der unendlichen Sternenvelt und der kleinen Erde aus allen seinen Schriften uns entgegen. Was sagt dagegen unser Melanchthon dazu? „Solche Ungereimtheiten, im Widerspruch mit dem Augenschein und dem klaren Zeugniß der heiligen Schrift, öffentlich zu behaupten, sei nicht wohlthätig und gebe ein schlechtes Beispiel!“

Ich denke, dieser eine Ausspruch genügt, um den Denker Melanchthon als ganz gewöhnlichen mittelalterlichen Scholastiker zu entlarven. Und wenn wir uns erinnern, daß es ein römischer Papst war, der die Dedikation des kopernikanischen Buches entgegennahm, von dem der Schulmeister Deutschlands so abspredhend urtheilte, so möchte man in der That hinter die ewig wiederholte Behauptung von dem geistbefreienden Einfluß der Reformation ein Fragezeichen setzen. Wie wenig der mittelalterliche Aberglaube von den Reformatoren überwunden war, dafür haben wir zahlreiche Beispiele. So war z. B. Melanchthon nicht allein von dem Einfluß der Gestirne auf die natürlichen Anlagen und die Schicksale der Menschen überzeugt, sondern er glaubte auch an anderweitige Vorbedeutungen, an weis-sagende Träume aller Art und an mancherlei Spuk, den der Teufel theils in Gemüthern, theils in der Außenwelt treiben soll.

Nein, die Urheber der großen Umwälzung, die die mittelalterliche Kulturwelt mit ihrem engen körperlichen und geistigen Horizont zertrümmerte und die Geister entfesselte, sind keine zaghaften, abergläubischen Theologen gewesen. Die Buchdruckerkunst und das Schießpulver, der Kompaß und das Teleskop waren die eigentlichen Revolutionäre jener Zeit. Doch darüber ein anderes Mal.

Aus dem Papierkorb der Beil.

Verlassen. (Zu unserem Bilde.) Weit draußen auf dem wogenden Meere sind sie, in der unendlichen Wasserwüste. Sturmgepeitschte Wolken jagen über den Himmel und die Wogen spritzen ihren weißen Wisch hoch empor zum Verdeck des Schiffes. Aber dazu lachen sie, die kühnen, wetterharten Männer: der Sturm ist ja ihre Musik und Wolken und Meer sind von Jugend auf ihre Heimath gewesen. Aber plötzlich dringt ein Schreckensruf an ihr Ohr: Vord! Vord! Und nun wird's ein Kampf mit den Elementen, ein Kampf auf Leben und Tod. So lange noch ein letzter Hoffnungsschrahl in den Seelen glimmt, ringen die Matrosen mit der wilden Fluth. — Umsonst! Das Meer, das gierige, gefräßige Ungeheuer, es will heute wieder seine Beute haben. Noch suchen sich Einige in die schwachen Boote zu retten und entfliehen so dem gewissen Tode, um vielleicht dem Hunger in die Arme zu stürzen. Nun werden sie umhergetrieben, ohne Ziel — spähend irrt das Auge der Unglücklichen nach dem Horizont aus, ob keine Hüfte nahe ist. Tage lang treiben sie umher und der Hunger frisst wie brennendes Feuer und der Durst quält sie. Immer wilder und todesbanger werden die Mienen. — Da! da zeigt sich ein dunkler Punkt in der Ferne und wächst und naht — aber zu spät! Zu spät die Hüfte für die Verlassenen auf dem Meere.

Gedankensplitter.

Dem Volke muß seine Geschichte gegenwärtig bleiben, wenn es nicht sich selber verlieren soll. Simrot.

Die Wahrheit zu bemänteln ist jeder Zeit die schlechteste Politik.

Die Sterne scheinen neidlos ineinander. Wenn mir Jemand meine Gedanken stiehlt, mache ich mir neue. Görres.

Aus Senecas Apokryphen.

Der Krieg ist fürchtbar und gräßlich, aber noch gräßlicher ist es, was man Frieden nennt, wo Beonegie (Ausbeutung) und Kastenwesen das Volk in Sklaverei

und zur gänzlichen Verdümpfung und Entäußerung alles Menschenwerthes herabstößt. Und es wäre schwer zu bestimmen, ob der Krieg oder dieser Friede mehr Orenel habe.

Ich hatte die Fußgicht und hinkte traurig und jeder Schritt kostete Ueberlegung. Festen Schrittes kletterte mir auf dem breiten Steine ein Enaksohn in einer Halbuniform entgegen. Sonst weiche ich Jedem aus; jetzt blieb ich stehen, der Fuß machte das Seitwärtstreten schmerzlich. „Nun,“ glospte und schnarrte mich der Held an, „was wird's?“ „Verzeihen Sie, ich muß wohl weichen; denn es scheint, ich bin noch nicht so lahm wie Sie.“ Der Mann dachte doch nach, schrie und ging, und ich hinkte fort.

Syrische Ecke.

Am Strom.

Von Franz Overo.

Hier Burtschen wandern die Strafe her;
Auf der Brücke schwenken sie noch den Hut
Und ziehen hinaus.
Es leuchtet der Strom und der Himmel glüht,
Es ist Alles in eitel Licht getaucht;
Auch du, mein Herz.

Die Burtschen singen; wie das mich lockt;
Boll über die Brücke klingt ihr Lied,
Fern her, so fern . . .
Meine Seele summt den Wellen nach;
Die tragen den Burtschen ein Leuchten nach
Ins Weite.

Es leuchtet der Strom; es leuchtet die Erde;
Es leuchtet in meinem Herzen
Das helle Burtschenlied.

Räthsel-Ecke.

Räthsel.

Das Schusterhandwerk trieb der Hans,
Und Alle sagten: „Ja, der kannt!“
Doch plötzlich fiel dem Meister ein,
Er wollte nicht länger Schuhmacher sein.
Zwar hört er die Mahnung aus manchem Mund:
„Das Handwerk hat doch goldnen Grund.“
Doch er versepte jedes Mal:
„Der Handwerksmann hat nichts als Qual,
Muß schneiden und nähen fort und fort:
Oder hämmern und mit m das Wort:
Ich sage dem Handwerksstand Ade,
Ich kann das Wort mehr mit ft,
Ich will es zu etwas bringen auf Erden,
Und darum will ich ein Kaufmann werden.“
Zu sehr war er darauf erpicht,
Er ließ das Wort mit t sich nicht
Und kaufte mit wahrhaft kindischer Freude
Das Wort mit n und Wolle und Seide.
Doch kurz nur war die Freude, und dann
Hob rasch das Wort mit d auch an;
Bald wars mit dem Geld, dem gesparten vorbei,
Das Wort mit h kam an die Reih;
Gerichtsvollsteher, Sorgen und Noth,
Im ganzen Haus keinen Bissen Brot,
Und Hansens Weib — so weit ist's gekommen! —
Hat sich und den Kindern das Leben genommen.
Nun kam die Neue, als er sie sah,
Das Wort des Räthfels mit g;
Verzweifelt rief er: „O, Ihr Lieben!
O war' ich beim Wort mit ft geblieben!“

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 6:
Schweninger.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Oststr. 14, richten.